Die Sprache der Natur.

Von K. v. Wolfsberg.

Vieles lernt ich in der Schule,
Aber eine Sprache nicht,
Trotz Homer, Ovid und Plato
Blieb ich nur ein armer Wicht.
Denn die schönste, größte Sprache
Spricht nur die Natur allein,
Lesebuch und die Grammatik
Sind des Waldes Vögelein.

Bunte Steine, klare Bäche,
Schmetterling und Blumenstrauß,
Blüthenpracht und Waldeszauber,
Sonnenschein und Sturmesbraus.
Ja, wer sollt' dich nicht verstehen,
Edle Sprache der Natur,
Die in Himmelsmelodien
Süß erklingt in Moll und Dur.

Wenn die Schule war geschlossen,
Zog ich in den grünen Hain,
Wo von Sonnengold umflossen,
Gottes Altar keusch und rein.
Waldesrauschen war die Orgel,
Vögelsang der Kirchenchor,
Und der Kuckuck war der Kantor,
Nachtigall war der Tenor.

Wodans Eichen hört ich rauschen,
Bald harmonisch schön und mild
Klang's wie Harfen und Akkorde,
Bald wie Sturm und Wogen wild.
Möchten alle dich verstehen,
Edle Sprache der Natur,
Die in Himmelsmelodien
Süß erklingt in Moll und Dur.

Nach den grünen Notenblättern
Aus dem Buche der Natur,
Das der Schöpfer selbst geschrieben,
Singt und klingt's auf Feld und Flur.
Anfangs mußt ich oftmals staunen
Und konnt' manches nicht versteh'n,
Bis ich's dann den kleinen Vöglein
Nach und nach hab' abgeseh'n.

Sah, wie sie die Jungen lehrten
Und das Nestchen sie gebaut,
Schließlich lernt ich ihre Sprache,
Ihrer Töne Klang und laut.
Möchten alle dich verstehen,
Gottessprache der Natur,
Die in Himmelsmelodien
Lieb erklingt in Moll und Dur!

Der Dorfintrigant.

Humoreske von Alfons Watzlawik.

An der linken Seite der Hauptstraße des Dorfes, gerade da, wo jeder Wagen, dessen Lenker die Tücken einer slovakischen Dorfstraße nicht kennt, infolge einer plötzlich auftauchenden schluchtartigen Vertiefung das Gleichgewicht verliert oder zumindest einen Radbruch davonträgt, stand das Haus des Schuhmachers Herczeg Janos. Der Herr erfreute sich vor seiner Ankunft im Dorf des ehrlichen Namens Johann Herzog, den er aber im Interesse höheren Ansehens unter den zu Ungarn gehörenden Bewohnern mittels der geringen usuellen Gebühr in Herczeg umänderte; der spekulative Meister erreichte seinen Zweck vollständig, und es war schwer zu entscheiden, ob die Achtung, die er genoß, nicht schon Furcht war.

Viel trug dazu die commerzielle Vielseitigkeit des Herrn sowie seiner Gattin bei. Während er sich der Reparatur der Dorfstiefel widmete, betrieb die Dame einen Kolonialwaarenhandel mit Branntweinausschank und Tabaktrafik, und es gab wenige im Dorfe, die dem Herczegschen Ehepaare nicht in irgend einer Form etwas schuldig waren, sei es für Schuhe, sei es für Lebensmittel oder für Schnaps und Cigarren. Ueberdies stand Frau Herczeg im Rufe großer Praxis, jungen Weltbürgern den Eintritt zu erleichtern, und fand zum nicht geringen Verdruß der hierzu diplomirten Dame starken Zuspruch. Herr Herczeg wieder galt als Autorität für alle möglichen Leiden, gleichviel, ob diese beim Menschen oder beim Vieh sich zeigten, und zählte zu seinen erbittertsten Gegnern naturgemäß den Dr. med. und den Bezirksthierarzt. Das vielseitige Paar kümmerte sich jedoch um diese Gegnerschaft wenig, legte schmunzelnd Jahr für Jahr eine beträchtliche Summe in die Sparkasse und war unablässig darauf bedacht, neue Mittel und Wege zu ersinnen, den Wohlstand zu vermehren.

Es braucht wohl nicht nach dem Geschilderten hervorgehoben zu werden, daß Festlichkeiten im Dorfe meist auch ein Fest für die Kasse Herczegs bedeuteten, und bei solchen Anlässen zeigte der Meister erst, was Geschäftsgeist zu leisten vermag. — Man feierte das Kirchweihfest. Volle acht Tage vorher hatte Herczeg zu thun, um den Röhrenstiefeln seiner Klienten den erforderlichen Glanz zu verleihen. Am Tage selbst wurden die Geschäfte im Hause Herczeg schon um vier Uhr früh geöffnet, da schon um diese Zeit die Musikanten eintrafen und in die Schnapsbatterien Lücken rissen. Vor dem Wirthshause wurde inzwischen ein Maibaum aufgestellt, dann kamen Händler mit Näschereien, und allgemeine Sensation erregte das Erscheinen einiger Wagen, die die Bestandtheile eines Ringelspieles daherschleppten. Die Leute wußten allerdings nicht, daß ihr Mitbürger Herczeg der eigentliche Besitzer der verschiedenen Verkaufsstände war, und daß er eine Musikbande engagirt hatte, die ihm dafür das Erträgniß ihrer Sammlungen abliefern mußte. Der Schuster hatte unter solchen Umständen von früh bis spät zu thun. Als endlich der schöne Tag programmgemäß mit einer solennen Rauferei zwischen den Burschen endete und Herrn Herczeg Gelegenheit bot, zu beweisen, daß er außer Stiefeln auch Köpfe flicken könne, war schon der Mond am Himmel, und der Meister beschloß, zur Erholung noch etwas spazieren zu gehen. Plötzlich hörte er hinter sich Geflüster und gewahrte zwei Personen, die auf ihn zukamen; blitzschnell warf er sich in das Korn. Die Spaziergänger waren ein Herr und ein junges Mädchen. Sie schienen einander sehr viel zu sagen zu haben, denn sie blieben oft stehen, und Herczeg hörte einmal ganz deutlich das Wort Heirath. Er hatte die beiden wohl erkannt. Es war der Gutsverwalter und die Tochter des Postmeisters. Er blieb in Gedanken versunken stehen, rannte dann nach Hause, weckte seine Frau und hatte mit ihr eine Unterredung, die bis zum Morgengrauen währte.

Um 7 Uhr früh war Herczeg schon wieder auf den Beinen und überbrachte dem Gutsbesitzer ein Paar Reitstiefel. Der Besitzer der Stiefel, der mit dem pfiffigen Schuster gern ein paar Worte wechselte, erkundigte sich nach den Neuigkeiten im Dorfe.

„Mir scheint, die Neuigkeiten werden diesmal von hier aus kommen," erwiderte der Meister und lächelte eigenthümlich.

„Von uns aus?" rief überrascht der Gutsherr, „nanu, was ist denn los?"

„Vorläufig noch nichts und wenn man bei Zeiten vorbaut, kann's sogar noch gut ausgehen."

Des Gutsherrn Mienen drückten Spannung aus; Herczeg beobachtete dies lauernd. „Wenn Sie mich nicht verrathen, sage ich Ihnen etwas," flüsterte er dann.

„Na, heraus doch endlich," rief ungeduldig der Gutsherr.

Herczeg sah sich vorsichtig nach allen Seiten um. „Ihr Verwalter hat anscheinend die Absicht, von hier fortzugehen," flüsterte er dann, „direkt hat er nichts gesagt, aber nach manchem, was er äußerte, konnte man das entnehmen."

„Dacht' ich mir's doch," meinte der Gutsherr ärgerlich, „er macht schon seit längerem so ein melancholisches Gesicht. Na aber, ich werde ihn einmal ordentlich ins Gebet nehmen."

„Damit werden Sie wohl nicht viel erreichen," meinte listig lächelnd der Schuster, „er wird alles in Abrede stellen und eines Tages doch gehen. Das muß schlauer gemacht werden, Herr, wir müssen ihn hier festnageln."

Der Herr lachte. „Möchte wissen, wie Sie den Verwalter festnageln wollen."

„Wir verheirathen ihn," bemerkte trocken Herczeg.

Ueberrascht trat der Gutsbesitzer einen Schritt zurück. „Herczeg, Sie sind doch der pfiffigste Mensch, der mir vorgekommen ist. Wenn Sie das zustande bringen, zahl' ich Ihnen hundert Kronen baar auf die Hand."

„Top," rief der Schuster, „aber eine Bedingung muß ich stellen — reinen Mund, sonst wird alles verpatzt."

Fast zur selben Zeit, da diese Unterredung stattfand, hatte Frau Herczeg im Laden eine Unterredung mit Marie, der Tochter des Postmeisters, und das Ergebniß derselben war, daß das Mädchen jäh erröthete, dann zornig aufstampfte, nach Hause eilte und an den Verwalter einen vier Seiten langen Brief schrieb, worauf sie heftig zu weinen begann; mit ihrem Frohsinn war es von diesem Augenblick an vorbei. Sie wurde sichtlich mager und blaß, sprach fast kein Wort und blieb am liebsten zu Hause. Den in sie dringenden Eltern verweigerte sie jede Auskunft, und in ihrer Betrübniß wandte sich die Mutter einige Tage später an die Schuhmachersgattin, die ihr aufmerksam zuhörte. „Wie alt ist Marie?" fragte sie dann.

„Neunzehn Jahre," erwiderte die Mutter.

Frau Herczeg lachte. „Wissen Sie, da hätten Sie schon selbst darauf kommen können. Das Mädel ist eben in ein Alter gekommen, wo die elterliche Liebe nicht mehr ausreicht. Da heißt's eben daran denken . . ."

„Sie zu verheirathen," fiel ihr die Postmeisterin ins Wort, „wahrhaftig, daran hatte ich gar nicht gedacht. Ja, aber wo soll ich einen Mann für sie finden?"

„Das kann wohl nicht so schwer sein," meinte Frau Herczeg. „Marie ist ein hübsches Mädchen . . ."

„Und bekommt eine ganz schöne Ausstattung," ergänzte die Mutter.

Frau Herczeg wiegte das Haupt. „Wenn's auf mich ankommt, ich . . ."

„Frau Herczeg, Sie hat der Himmel in dieses Dorf geschickt. Ich verspreche Ihnen 100 Gulden, wenn Sie mir einen braven, tüchtigen Mann beschaffen."

„Na, es ist nicht gerade des Geldes wegen," warf die Schuhmacherin ein.

„Weiß ich, liebe Frau Herczeg, aber dem Verdienst seinen Lohn."

„Nun, wenn Sie mich durchaus bezahlen wollen, ich nehme den Vorschlag an, aber wenn die Sache gut ausgehen soll, darf vorläufig niemand etwas erfahren, auch Ihr Mann nicht, Sie wissen ja, die Männer sind in solchen Sachen die reinen Tolpatsche."

Erleichtert und hoffnungsfreudig verließ die Postmeisterin den Laden Frau Herczegs.

Nach den Besuchen des Schusters im Herrschaftshause zu urtheilen, mußte unter den herrschaftlichen Fußbekleidungen eine Art Reiß-Seuche ausgebrochen sein, denn gut viermal in der Woche hatte Herczeg Stiefel zu bringen oder abzuholen, wobei es natürlich nie ohne eine kleine Unterhaltung abging; als der Meister einmal das Haus verließ, hörte er einen leisen Pfiff und sah, wie der Verwalter ihm winkte, zu folgen. Sie gingen in den Kuhstall. Dort blieb der Verwalter stehen und klopfte Herczeg vertraulich auf die Schulter. „Können Sie das Maul halten?" fragte er dann.

„Gewiß," erwiderte der Schuster.

„Dann hören Sie zu. Ich hab mit der Marie etwas gehabt."

„Mit welcher Marie?" fragte Herczeg in vollendeter Unschuld.

„Na, mit des Postmeisters Tochter."

„Na, und? —"

„Na, und plötzlich schreibt sie eines Tages ganz konfuses Zeug, erklärt, sie wolle von mir nichts wissen und verbietet mir geradezu, mich nochmals bei ihr sehen zu lassen."

„Na, und? —"

„Ich liebe das Mädel, ich will es heirathen."

„Nun, so sagen Sie's ihr doch, was hab' denn ich dabei zu thun?"

„Einrenken sollen Sie die Geschichte," rief der Verwalter. „Es kann da nur ein Mißverständniß oder eine Verleumdung obwalten. Herauskriegen sollen Sie, was sie gegen mich hat und an dem Tage, wo ich sie als Frau heimführe, zahle ich Ihnen 100 Kronen baar auf die Hand."

Herczeg kratzte sich anscheinend verlegen. „Hm," meinte er dann, „das ist eine kitzlige Geschichte — aber ich will's probiren."

Als Herczeg in seinen Laden treten wollte, stieß er fast mit dem Postmeister zusammen; als höflicher Mann erkundigte er sich nach dem Befinden der Familie.

„Danke," brummte der Gefragte, „so ziemlich . . . bis auf die Marie."

„O, ist das Fräulein krank?"

„Was weiß ich — verrückt ist sie," war die mürrische Antwort.

„Also noch immer die Geschichte mit dem Verwalter?"

„Was für eine Geschichte?" fuhr der Postmeister auf.

„Na, die pfeifen schon die Spatzen auf dem Dache."

„Was?" schrie der Herr.

„Daß Fräulein Marie in den Verwalter verliebt ist, und daß Ihre Frau Gemahlin eine Heirath nicht zugeben will."

Der Postmeister blieb einen Augenblick vor Staunen stumm. „Und ich habe bis zu diesem Augenblick keine Ahnung davon," murmelte er dann. „Schau . . . schau . . . der Verwalter . . . ist doch ein ganz netter Mensch."

„Und hat ein ganz nettes Einkommen," ergänzte Herczeg.

„Und meine Frau ist dagegen? Und ich darf nichts sagen?"

„Wie ich hörte, soll die Frau Gemahlin geäußert haben, wenn sie einmal nein sage, gebe es keine Macht der Welt, die dagegen aufkomme."

„So —?" meinte grimmig der Postmeister, „na, das wollen wir sehen." Hastig wollte er davoneilen.

„Wohin denn?" rief Herczeg.

„Nach Hause . . ."

„Natürlich und Skandal machen, daß alle Leute zusammenlaufen und die Geschichte dann noch mehr herumkommt."

Der Postmeister war wieder stehen geblieben. „Es ist wahr," meinte er dann sinnend, „Skandalmachen hat keinen Zweck."

Eine Weile standen beide Herren stumm da.

„Herr Postmeister," rief plötzlich Herczeg, „ich hab' mich meiner Treu bis jetzt nie in fremde Geschichten eingemengt, aber Ihnen zuliebe will ich eine Ausnahme machen."

„Mann, wenn Sie da einen feinen Weg ausfindig machen . . . na, Sie wissen ja, ich lasse mich nicht lumpen und auf einen Hunderter kommt's mir nicht an."

„Bezahlen wollen Sie mich?" fuhr Herczeg entrüstet auf.

Begütigend legte ihm der Postmeister die Hend auf die Schulter. „Na, na, so war's ja nicht gemeint ich wollte Ihnen damit nur meine Erkenntlichkeit zeigen."

Der Meister war durch diese Erklärung wieder besänftigt und ohne sich darüber auszulassen, welche Umstände ihn dazu bewogen, erklärte er, unter solchen Umständen das Anerbieten anzunehmen, worauf er wieder nachdenklich vor sich hinsah.

„Ja, so wird's gehen," rief er plötzlich befriedigt. Wir müssen versuchen, Ihre Frau umzustimmen."

Der Postmeister schien enttäuscht. „Das ist Ihre ganze Idee?" fragte er dann.

„Diese Rolle wird meine Frau übernehmen," meinte schlau schmunzelnd Herczeg, „und wenn sie erst Ihre Frau so weit gebracht hat, daß sie mit sich reden läßt, dann gebe ich Ihnen einen Wink und Sie fangen einmal so ganz zufällig über die Geschichte zu reden an."

„Versteh schon, so fein hinten herum . . ."

„Ganz richtig, also vorläufig warten Sie erst einmal ab . . ."

Die Frau Postmeisterin wurde außerordentlich verlegen, als einige Tage später, während sie mit ihrem Mann nach dem Essen beisammensaß, Frau Herczeg auftauchte; glücklicherweise schien ihr Mann nichts zu merken. Er grüßte flüchtig die Schusterin und ging dann ins Amt.

„Um Gotteswillen, wie können Sie so unvorsichtig sein," meinte die Postmeistersgattin, „bedenken Sie, wenn mein Mann Verdacht schöpft, kommt die ganze Geschichte vorzeitig auf."

Frau Herczeg lächelte. „Nur unbesorgt," meinte sie dann, „Verdacht hat Ihr Mann schon lange geschöpft. . ."

Die Dame des Hauses zuckte zusammen.

„Aber ich habe ihm denselben gründlich ausgeredet."

„Wie haben Sie denn das angestellt?" fragte bewundernd die Postmeisterin.

Wieder lachte Frau Herczeg. „Ich habe ihm direkt gesagt, daß seine Vermuthung richtig ist, daß der Verwalter in Fräulein Marie verschossen ist, daß Sie aber entschieden dagegen seien."

„Nun und er?"

„Mein Gott, leider scheint er wirklich an der Sache einen Haken zu finden, aber das thut nichts, den Herrn Postmeister werde ich schon herumkriegen. Passen Sie nur auf, so weit bringe ich ihn, daß er ganz von selbst mit Ihnen darüber zu reden anfangen wird."

„Sie glauben wirklich?"

„Verlassen Sie sich darauf; und wenn's dann soweit ist, dann seien Sie nur nicht zu hastig mit Ihrer Zustimmung, das wäre doch verdächtig — immer nur ein klein bischen nachgeben, immer thun, als ob Sie nicht sonderlich erfreut darüber wäre, und wenn Ihr Mann am Schluß dann sich in Eifer geredet hat, na dann sagen Sie mit einem Seufzer in Gottes Namen ja." —

Die Bekehrungsversuche des Herczegschen Ehepaares schienen von Erfolg begleitet zu sein, denn schon in wenigen Tagen konnte der Meister dem Postmeister mittheilen, daß er nun die Sache aufs Tapet bringen dürfe, während Frau Herczeg der Postmeisterin die erfreuliche Thatsache verkündete, daß es ihr anscheinend gelungen sei, ihn herumzukriegen. Und wirklich fing denselben Abend der Postmeister an, über das Heirathen im allgemeinen zu sprechen; er verwies auf die Schwierigkeiten, die es mache, einen geeigneten Mann zu finden, ließ sich dann in anerkennender Weise über den Verwalter aus und meinte schließlich, daß der Herr für Marie eine sehr gute Partie wäre.

Der Rathschläge Frau Herczegs eingedenk, begann die Postmeisterin schüchtern zu opponiren, den Mahnungen des Schusters folgend, beherrschte der Gemahl den aufsteigenden Grimm, und das Ende der Unterredung war, daß Frau Postmeister seufzend meinte, wenn er glaube, daß Marie ihr Glück machen werde, wolle sie dem gewiß nicht im Wege stehen.

Daß es dem Schuster binnen Kurzem gelang, Marie mit dem Verwalter zu versöhnen, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden, noch weniger, daß es einige Wochen später eine solenne Hochzeitsfeier gab.

Zur selben Zeit, als das erste Hoch auf das neuvermählte Paar vom Gutsbesitzer ausgebracht wurde, saßen Herr Herczeg und Gemahlin im Kämmerlein und betrachteten eine Anzahl Scheine, die alle in den Ecken die Zahl 100 trugen.

„Weißt Du?" sagte plötzlich der biedere Schuster, „ganz schlau haben wir die Sache doch nicht angepackt, wir hätten auch die gnädige Frau ins Spiel ziehen sollen, sicher läge noch ein Hunderter mehr da — schade — eine solche Gelegenheit kommt nicht wieder."

„Ja, man lernt eben nie aus," seufzte philosophisch die Dame und schloß die Scheine in die Kasse ein.

Einige Tage nach der Hochzeit gingen seltsame Gerüchte im Dorfe herum. Es hieß, zwei Unbekannte, die obendrein noch Masken trugen, hätten den Schuster bei Nacht überfallen und ihn windelweich durchgeprügelt. Man zerbrach sich vergeblich den Kopf, wer ein Interesse daran haben könnte, den Allerweltsretter Herczeg zu prügeln, und gerieth bei diesen Kombinationen auf den Doktor med. und den Thierarzt, deren Gegnerschaft genügend bekannt war.

Herr Herczeg aber lag im Bette, getreulich gepflegt von seiner Gattin und meinte melancholisch: „Na, einen Trost habe ich, die Prügel habe ich mir ehrlich verdient."

Die Mahlzeit im Wechsel.

„Variatio delectat", sagt der Lateiner und mit ihm — unser Magen! Auch er ist über nichts so sehr erfreut, wie über ständigen Wechsel in den für ihn bestimmten Zufuhren. Brot und Kartoffeln zwar läßt er sich infolge eines jahrelangen Trainings täglich gefallen, aber darüber hinaus hat er wechselnde Wünsche. Leider wird auf diese Wünsche im Allgemeinen wenig Rücksicht genommen. Der Junggeselle ebenso wie der Strohwittwer giebt freilich seinen Lüsten nach. Nach einer Reihe von gutwillig genossenen Mahlzeiten paßt es ihm plötzlich nicht mehr, an jedem Montage Bratwurst und Panaschee (Rothkohl und Kartoffelbrei), am Mittwoch Speck mit Backobst und Klößen, am Donnerstag Pökelfleisch mit Erbsen und Sauerkohl, am Sonnabend Eisbein und am Sonntag Gänsebraten in uniformartig, gleichmäßiger Zubereitung zu erhalten. Er wird deshalb wild, scheidet grollend von seiner Stammfutterkrippe und läuft zur Konkurrenz — nur um die Erfahrung zu machen, daß hier ein Montag ohne Bratwurst und Rothkohl ebenfalls undenkbar ist. Der brave, wohlgebändigte Ehemann hat längst auf diese Seitensprünge verzichtet. Ganz heimlich, vielleicht beim abendlichen Skat oder gar schon bei einer im Interesse des Geschäfts nothwendigen „Morgensprache" leistet er sich zwar eins der ersten Feldhühner oder versucht ein englisch gebratenes Fleisch. Aber daheim tritt er mit stiller Ergebenheit an den gedeckten Tisch, und es läßt ihn kalt, wenn im Wechsel von Rindfleisch, falschem Hasen, Klopsen, Frikadellen, Schweinskoteletten einmal eine programmwidrige, zumeist durch die Reinmachefrau veranlaßte Aenderung eintritt. Er kennt das Haushaltungsgesetz und weiß, daß jedem Angriff auf diesem ein Attentat auf seine Börse unweigerlich folgen muß.

Und doch könnte hier ohne jedwede Veränderung in der Finanzgebarung so manches anders sein, wenn unsere verehrten Hausfrauen als Gastwirthe sowohl die Befriedigung der ihnen anvertrauten Magen etwas weniger mechanisch und dafür etwas gedankenvoller betreiben wollten. Nehmen wir ein Beispiel: Kommt bei uns ein Rindfleisch auf den Tisch — ein Fleisch, das als „Tafelspitz mit Essigkrenn" der König Eduard von England erst kürzlich dem greisen österreichischen Kaiser beim festlichen Mahl in Marienbad anbot, weil er wußte, daß dies eines jeden Wieners größte Lust ist — so sprechen wir es sofort im Stillen als ausgekochtes Suppenfleisch an. In vielen Fällen wird das ein Unrecht sein. Das Fleisch ist gut, aber im Restaurant wird es uns meist mit Meerrettig-, Senf- und Sardellensaucen geboten, die an sich keine Göttergaben sind und nur bestimmt erscheinen, die angenommene Trockenheit des Fleisches zu verbergen. Wird es von Gemüsen begleitet, so merkt man diesen nur allzuoft an, daß diese von vornherein als etwas Nebensächliches behandelt wurden. Sie lassen also nicht nur den Fleischesser, sondern auch den Gemüsefreund kalt, und statt daß jeder mit lebhafter Neugier zur Speisekarte greift, um zu sehen, was es Schönes zum Rindfleisch giebt, wird dies Gericht von vornherein mit Verachtung gestraft.

Die Hausfrau ihrerseits sündigt, wenn sie Rindfleisch kochen will, meist schon beim Einkauf. Daß ihr die Knochen unerwünscht scheinen, kann man selbstverständlich finden; aber etwas Fett sollte sie immer gern mit in den Kauf nehmen. Die besten Fleischstücke stehen immer im engsten Zusammenhange mit Fett, und das mit Fett etwas „durchwachsene" Rindfleisch bleibt beim Kochen und Braten mit Naturnothwendigkeit saftiger. Wenn darüber hinaus sich eine einsichtsvolle Hausfrau noch sagt, daß ein größeres Stück Fleisch sich vortheilhafter kocht, als ein kleines, und wenn sie deshalb ein doppeltes Quantum kauft und kocht, so sind wichtige Voraussetzungen erfüllt, unter denen auch das regelmäßige Menu erträglich wird. Das Fleisch, nicht mit halbvertrockneten Restchen von Suppengrün, sondern mit einigen saftigen Mohrrüben, einem halben Sellerieknopf und einer ordentlichen Zwiebel gekocht, wird saftig sein und gleichwohl eine gute Brühe geben, die für Suppe und Gemüse eine rechtschaffene Unterlage ist. Mohrrübe und Zwiebel kommen, so wie sie sind, als Umlage für das Fleisch auf den Tisch, und in dem mit Salz, Pfeffer, Essig und Oel bereiteten Sellerie wird der Hausherr eine angenehme Ueberraschung erblicken.

Natürlich wäre es nun ein arger Mißgriff, die Reste dieser gelungenen Mahlzeit am nächsten Tage in einfach gewärmtem Zustande auf den Tisch zu bringen. Dadurch würde nur der bereits errungene Erfolg geschmälert. Wenn wir aber dieses übriggebliebene erkaltete Rindfleisch in dünne Scheiben schneiden, mit Salz, Pfeffer, Senf, Essig, Oel, gehackten Zwiebeln und Petersilie einige Stunden beizen und dann über einem nicht zu trockenen und nicht eiskalten, einfachen Kartoffelsalat anrichten, so haben wir eine Abendplatte, mit der wir oft kommen dürfen. Ist dieser Kartoffelsalat vollends mit rothen Rüben oder mit den schon erwähnten gekochten Suppengemüsen (Mohrrübe, Sellerie) gemischt, so haben wir eine Extraschüssel, die durchaus nichts Resterhaftes an sich hat.

Die sparende Hausfrau wird hier vielleicht einwerfen, daß eine doppelte Portion Fleisch auch zwei warme Hauptmahlzeiten geben müsse — auch ihr kann geholfen werden, ohne daß sie das Kochfleisch wärmt. Um nur ein Beispiel anzuführen, so hilft uns hier eine braune Zwiebelsauce (bei der etwas übriggebliebene Bratenjus gute Dienste thut, und die ebenso würzig wie gesund ist) mit dem in Scheiben geschnittenen Rindfleisch schichtweise angerichtet, mit geriebenem Käse überstreut und im Ofen überbacken zu einer schönen, warmen Platte, zu der schon eine frisch gekochte Kartoffel als Beilage genügt.

Aber auch diese Kartoffelbeilage möchten wir etwas verpönen. Siebenmal in der Woche Salzkartoffeln und nur, wenn davon gerade übrig blieben, einmal ein paar Bratkartoffeln, das ist etwas eintönig. Wenn unsere Hausfrauen an Stelle dessen besonders zu den Gerichten, die mit einer Sauce aufgetragen werden, mitunter eine Handvoll Reis nach Art des italienischen Risotto ausquellen oder von einem einzigen Ei Butternudeln bereiten wollten (einfache Rezepte zu beiden giebt jedes Kochbuch), so würden sie gewiß in ihren Kreisen ein dankbares Publikum finden und hätten warme Beilagen zum Fleische, die das Stehen und Warten viel besser vertragen als die immer unzuverlässige und empfindliche Kartoffel. Wer aber schon aus seiner Haut nicht heraus und von der Kartoffel nicht lassen kann, der versuche wenigstens seinen kulinarischen Ehrgeiz an ihr. Als Mus und als Auflauf, gebacken, geröstet und gebraten, als Salat in mannigfachen Variationen, lang und rund geschnitten, ausgestochen und zu Locken gedreht, kurz in Hunderten von schön aussehenden, stets wohlschmeckenden und immer billigen Gerichten fügt sie sich willig unseren Absichten — in stets anderer Form. Abwechslung stärkt den Appetit. Und so möge denn der Schlußreim erlaubt sein:

Nicht schadet der Wechsel in Küchenfragen,
Es beharret im Wechsel ein guter Magen.

Die Porzellanschale.

Eine Episode aus dem japanischen Leben.

Nirgends erzielt das antike Porzellan so hohe Preise wie in Tokio, besonders die antiken Schalen aus blauem Porzellan, die gewöhnlich zum Thee gebraucht werden. Für solche Schalen, wenn sie in der That antik sind, zahlt man tausend Yen (4000 M.), so daß es nichts Erstaunliches ist, wenn die Antiquitätensammler sehr danach jagen.

Sato hatte im Verlauf von vielen Jahren mit großer Mühe kaum neun Yen durch den Handel in einer kleinen Bude in Tokio zusammengespart; die Mißerfolge der letzten Zeit, das allgemeine Stocken im Handel bewirkten, daß auch Sato, wie die übrigen Händler, das ihn erwartende Schicksal zum Nachdenken brachte. „Lohnt es zu einer solchen Zeit zu handeln?" dachte er. — „Besser ist es, die Bude zu schließen, Tokio zu verlassen und das Glück in der Provinz zu suchen."

So that auch Sato. Er liquidirte alle seine Geschäftsangelegenheiten, bezahlte die Schulden und machte sich mit einigen Yens in der Tasche auf den Weg. Im ersten Dorfe, Sendzi, auf das er traf, blieb Sato über Nacht, und da lächelte ihm mit einem Male das Glück zu. In dieser Hütte, wo er abstieg, sah er im Winkel auf dem Fußboden eine prächtige Schale aus blauem Porzellan.

„Für diese Schale" — dachte er — „giebt es überhaupt keinen Preis! Und dieser Schelm, irgend ein lumpiger Kater, frißt aus einer solchen wunderbaren Schale!

Und es fiel ihm ein, diese Schale zu kaufen und in Tokio für tausend Yen zu verkaufen.

Ja, aber wie kann man sie kaufen? In der Tasche hatte er kaum einige Yens, und wenn der Wirth sehen wird, daß er Lust habe, die Schale zu kaufen, würde er ihm eine ungeheure Summe abfordern.

Sato berechnete, daß man mit List handeln muß und sich nicht den Anschein geben darf, daß die Schale für ihn ein großes Interesse habe. Mit der unschuldigsten Miene begann er den Kater zu rufen.

„Kiti, Kiti, Kater!"

Als der häßliche Kater zu ihm kam, nahm ihn Sato auf die Kniee und begann ihn zu streicheln.

„Einen guten Kater habt Ihr, Wirth! Niemals gefiel mir ein Kater so wie dieser. Ich liebe sehr, sehr die Kater. Ich kann einfach ohne einen Kater nicht leben! Wirth, verkaufe mir diesen Kater." . . .

„Sato scherzt!" sagte er. — „Das ist ein ganz gewöhnlicher Dorfkater. Wir haben ihn aufgezogen und sind an ihn gewöhnt. Meine Frau wird ihn für nichts in der Welt verkaufen."

„Und wenn ich Euch für ihn ein ganzes Yen gäbe."

Der Wirth schüttelte verneinend den Kopf.

„Zwei Yen. Nun?"

Der Wirth machte eine Bewegung mit der Hand und wandte sich ab.

Erstaunt darüber, gab Sato noch ein halbes Yen zu.

„Welchen Nutzen habt Ihr, Wirth, wenn Ihr diesen Kater behaltet?" fragte Sato. — „Nun, ich werde Euch noch ein Viertel Yen zugeben. Zwei und dreiviertel Yen. Das ist sehr, sehr viel. Für dieses Geld könnt Ihr Euch einen Arbeiter für ein ganzes Jahr miethen."

Aber der Wirth schwieg hartnäckig.

„Nun, ich gebe drei Yen."

„Sprich mit meiner Frau," redete der Wirth heraus. „Der Kater ist ihr Liebling.

Als die Frau kam, wollte sie überhaupt vom Verkauf des Katers nichts wissen, auch nicht für dreiundeinhalb Yen. . . „In diesem Falle gebe ich fünf Yen — das ist doch Geld!". . .

In der That, für einen armen japanischen Bauern sind fünf Yen viel Geld. Der Wirth und die Wirthin berathschlagten sich lange, und endlich beschlossen sie, den Kater zu verkaufen.

Sato bezahlte und sagte mit unschuldiger Stimme:

„Jetzt gebt mir irgend ein Schüsselchen oder eine Schale, aus welcher ich den Kater füttern könnte, gebt mir da diese blaue Schale. . . Wozu braucht ihr eine solche gewöhnliche einfache Schale."

„Frau, bringe dem Gast eine gute neue Schale aus der Vorrathskammer."

„Ich brauch keine neue! Ich werde auch diese alte nehmen!"

„Nein, wir hätten uns geschämt, eine Schale zu schenken. . ."

„Ich werde sie so wie so dann fortwerfen. . . Ich werde nur daraus den Kater unterwegs füttern, bis wir nach Hause gelangt sind. Behaltet die neue Schale für euch und gebt mir die alte, damit ich nicht zu bedauern brauche, sie fortgeworfen zu haben. . ."

Die Leute gaben nicht nach.

„Nein, die alte geben wir nicht! Nimm eine neue."

Ihre Hartnäckigkeit brachte Sato außer sich.

„Was für Thoren seid ihr!" — fing er an zu schreien. — „Ihr bewahrt irgend eine Schale auf, die entschieden nichts werth ist!"

„Für dich, Sato," — sprach der Wirth höflich, — „hat sie, vielleicht, in der That keinen Werth. . . Ich weiß es nicht warum, jedenfalls uns bringt sie entschieden Glück: wir verkaufen unseren Gästen schon den siebenten Kater, der aus dieser Schale frißt!"

Ihre Auffassung.

In die Wohnung einer Familie war ein Dieb eingebrochen, wurde aber in seinem verbrecherischen Treiben schnell gestört und entfloh mit einer silbernen Zuckerdose, die gerade zum Putzen auf den Tisch gestellt worden war. Der Diebstahl wurde in der Familie besprochen; plötzlich fragt die siebenjährige Tochter des Hauses: „Aber Mama, was wollte denn der Dieb mit der Zuckerdose, da war ja gar kein Zucker drin?"

— Verschnappt. Richter: „Der Angeklagte wollte Sie also mit einer ledernen Brieftasche bestechen; ist auch Geld darin gewesen?" Zeuge: „Nein . . . kein Pfennig!"

— Freudiges Ereigniß. „Na, Du bist aber heute 'mal gut aufgelegt!" — Dichterling: „Denk' Dir nur, in dem Blatt hier wurde aus Versehen ein Gedicht von mir abgedruckt!"

Das Niedrigschrauben der Petroleumlampe.

Es ist eine weit verbreitete Unsitte, Petroleumlampen herabzuschrauben, wenn man nicht das volle Licht braucht. Man glaubt damit besonders sparsam zu sein, während man in Wirklichkeit genau so viel Petroleum verbrennt, als wenn man die Lampe voll brennen ließe, und seine Gesundheit unter Umständen schwer schädigt. Man braucht nur selbst den Versuch zu machen: man lasse von zwei Petroleumlampen die eine hell brennen und schraube die andere herab, man wird dann finden, daß beide in der gleichen Zeit die fast vollständig gleiche Menge Petroleum verbraucht haben.

Das ist ja auch eigentlich ganz selbstverständlich. Die Menge des im Docht aufsteigenden Petroleums ist völlig unabhängig davon, wie hoch die Flamme brennt, sie beruht vielmehr auf der sogenannten kapillaren Anziehungskraft des Gewebes auf die Flüssigkeit. Wenn man daher die Lampe niedrig schraubt, so erreicht man damit nichts anderes, als daß die Verbrennung eine unvollständige wird. Bekanntlich setzt sich die Flamme der Petroleumlampe aus drei verschiedenen Schichten zusammen: die unterste, dunkle, unmittelbar über dem Docht liegende, besteht aus den Gasen, in welche sich das Petroleum bei der Erhitzung zerlegt. Glühende Gase bilden niemals eine leuchtende Flamme. Bei weiterer Erhitzung zerlegen sich die Gase noch weiter; es werden feste kleine Kohlentheilchen ausgeschieden, und diese kommen in der zweiten Schicht der Flamme ins Glühen; sie sind es, denen die Flamme ihre Leuchtkraft verdankt. Die vollständige Verbrennung, d. h. die chemische Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft erfolgt in der dritten Schicht, die als feiner dunkler Mantel die Flamme von außen umsäumt. Die Produkte des Verbrennungsprozesses, Kohlensäure und Wasser, steigen aus dem Cylinder in die Luft des Zimmers empor, in der sie sich fein vertheilen, ohne unserer Gesundheit bei guter Lüftung des Zimmers einen Schaden zufügen zu können.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn man die Lampe niedrig schraubt. Dann findet eine vollständige Verbrennung nicht statt, sondern ebenso wie bei zu hoch geschraubter — sogenannter „blakender" Lampe, gelangen Zersetzungsgase, beladen mit unverbrannten Kohlentheilchen, in die Luft des Zimmers. Daß sich in der Flamme wirklich feste Kohlentheilchen finden, durch die, wie gesagt, die Leuchtkraft der Flamme bedingt ist, davon kann man sich leicht überzeugen, indem man mit einem Blättchen Papier durch die Flamme fährt. Ein schwarzer Fleck wird auf dem Papier zurückbleiben. Er besteht aus feinen Kohlentheilchen, sogenanntem Ruß, den man mit dem Finger fortwischen kann. Indem das Papier die Flamme zeitweilig abkühlte, kamen die Kohlentheilchen nicht, wie es sonst hätte sein müssen, zur Verbrennung, sondern scheiden sich als Ruß auf dem Papier ab. Bei niedrig geschraubter Lampe kommen sie nun ebenso wie bei zu hoch geschraubter überhaupt nicht zur Verbrennung, sie füllen die Luft unseres Zimmers, und wir athmen sie in unsere Lungen ein.

Dadurch werden aber unsere Lungen geschwächt, und ihre Widerstandsfähigkeit gegen eindringende Krankheiten, wie z. B. die Tuberkulose, wird herabgesetzt. Und solchen Schädigungen setzt man sich völlig grundlos aus, da eine Petroleumersparniß, wie oben gezeigt, durch das Niedrigschrauben der Lampe keineswegs bewirkt wird.

Darum lasse man die Lampe hell brennen, oder, wenn man sie nicht braucht, lösche man sie aus. Das Niedrigschrauben meide man im Interesse seiner Gesundheit.

Schlagfertig.

Daß Kinder mitunter schon recht schlagfertig sein können, beweist folgender Fall, der von einer Leserin mitgetheilt wird.

Das jüngste Kind einer größeren deutschen Familie war ein lebhaftes kleines Mädchen von fünf Jahren, das in jeder Beziehung „schlagfertig" war. Eines Tages wurde sie bei Tisch von ihrer Großmutter, einer ernsten und etwas strengen Dame, wegen irgend einer Unart zurechtgewiesen. In der ersten Erregung über diese Zurechtweisung vergaß sich das Kind so weit, der würdigen alten Dame einen festen Schlag auf den Arm zu versetzen. Doch im nämlichen Augenblick wurde sie sich auch schon ihres Vergehens bewußt und, während alle Anwesenden, starr über die That des Kindes, stumm dasaßen, brachte sie erröthend die Worte hervor: „Da saß aber mal eine Piege!" (Fliege).

— Auch ein Grund. Toto, der schon in die Schule geht, befragt seinen Vater über eine Sache, die ihm merkwürdig vorkommt: „Sag' mir doch, Papa, warum sagt man immer die Muttersprache und nicht die Vatersprache?" — „Wahrscheinlich deshalb," antwortet der Vater, „weil die Frauen viel mehr sprechen, als die Männer!"

— O Unschuld! „Um wie viel ist Ihr Fräulein Schwester älter als Sie?" — „Ich weiß es nicht, mein Herr. In dem Maße, wie ich älter werde, wird sie jünger, und so glaube ich, daß wir bald Zwillinge sein werden!"

— Ehe-Streit. „Nun gut! — Ja," sagte die Frau nachgebend, es ist wahr, ich habe Fehler!" — Der Mann rasch: „Oh ja!" — Die Frau noch rascher: „Welche denn?"